

Warum sollen Genossenschaften gegründet werden?

Autor(en): **Nachmansohn, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Anarchisten, nur daß bei ihnen der Blick über die schweizerischen Grenzpfähle hinweg, auf die ganze Erde gerichtet ist.

Gegen die allgemeine Wehrpflicht. Ist in allem Wirtschaftlichen Demokratie und Mehrheitsprinzip durchaus zu unterstützen, so ist in allem Geistigen und Kulturellen die strengste Aristokratie und die Verwerfung des Mehrheitsprinzips schon von der Natur durch die unverwischbaren seelischen Unterschiede der Menschen vorgezeichnet. Wohin gehört nun die allgemeine Wehrpflicht? Von vielen wird sie als Krone der Demokratie hingestellt. Nun verhält es sich aber damit folgendermaßen: Einerseits bedeutet die Wehrpflicht freilich zum Teil Schutz von Gütern, und damit gehörte sie in den Komplex des Wirtschaftlichen. Andererseits bedeutet die Wehrpflicht aber Zwang zum Morden, unter Umständen gegen seine Ueberzeugung zu morden, und damit greift sie tief in die moralische, geistige, kulturelle Konstitution des Menschen und dies umsomehr, je geringeres Gewicht von den Einzelnen auf die wirtschaftlichen Güter gelegt wird. Unzählige brechen auch, wie von allen Kriegsschauplätzen berichtet wird, darüber zusammen, werden wahnsinnig. Die seelische Vergewaltigung, die solche Menschen durch die allgemeine Wehrpflicht erleiden, steht in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den sie möglicherweise durch Schutz von teilweise recht imaginären wirtschaftlichen Gütern leisten, umsomehr, als sie in ihrer Friedensarbeit oft in höchstem Grade befähigt wären, Schönes und Nützliches zu schaffen. Wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht, ist sie ein Zeichen des kulturellen und sittlichen Tiefstands der Majorität, ein Zeichen für eine skrupellose Machtentfaltung, der eben alle Mittel recht sind um oben zu bleiben.

Das Unmögliche. Es muß immer ein paar Tore geben, die das Unmögliche wollen, die den Nüchternen als ärgerliche, lächerliche Weltverbesserer erscheinen. Sie geben doch den Nüchternen den Glanz und meist auch die Ideen, womit diese das Mögliche erreichen können. Und so wird die Welt tatsächlich verbessert.

Spizel. Viele Zeitungsschreiber sind unfähig, dem Geist gegenüber sich anders denn als Spizel der Regierungsgewalten zu fühlen: statt nachzudenken, entrüsten sie sich, statt zu widerlegen, schwärzen sie an.

U. W. Züricher.

Warum sollen Genossenschaften gegründet werden?

Es kann nicht scharf und nachdrücklich genug betont werden, daß die wirtschaftlichen Genossenschaften nicht nur die Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter als den Zweck ihrer Gründung ansehen dürfen. Es handelt sich für die Genossenschaft in erster Linie

nicht darum, billigere und bessere Waren zu erhalten, den Mitarbeitern ein höheres Einkommen zu verschaffen, und alles was damit zusammenhängt — das kann auch auf privatwirtschaftlichem Wege und vielleicht dort noch besser erreicht werden — sondern es geht der Genossenschaft vor allem darum, eine Höherentwicklung aller derer, die ihr angehören, zu erstreben, ein Gemeinschaftsleben im besten Sinne des Wortes zwischen ihren Mitgliedern herzustellen.

Recht soll herrschen in der Genossenschaft, aber nicht nur Recht. Zum Rechte sollen noch positive psychische Beziehungen zwischen den Mitgliedern hinzutreten; sie sollen verbunden sein durch ein Gemeinschaftsbewußtsein, das durch alle hindurchgeht, und jeder soll sich als verantwortliches Glied des Ganzen fühlen.

Was wir anstreben ist — und mag es noch manchem als eine phantastische Utopie erscheinen — die Gründung von Gemeinschaften, deren Mitglieder durch ein Gefühl einer Art Familienzusammengehörigkeit aneinander gebunden sind. Aus der Familie nämlich hat sich die ursprüngliche Gemeinschaft entwickelt, in ihr liegen die Keime des Gemeinschaftsbewußtseins. Und dieses Bewußtsein sollen wir herzustellen suchen zwischen Menschen, welche nicht durch die Bande der Blutsverwandtschaft zusammengehören, sondern durch die Bande der gemeinsamen Kultur, der gemeinsamen Interessen und der gemeinsamen Erlebnisse.

Die Gemeinschaft im ursprünglichen Sinne als eine blutsverwandte Familie, als Sippschaft, als Dorf oder Gau läßt sich nicht mehr zurückrufen. Wir sind Großstädter geworden, das Band der Familie und der Verwandtschaft hat sich unter tausend Einflüssen, von denen wohl die wesentlichsten die modernen Verkehrsmittel und die erleichterte Möglichkeit des Gedankenaustausches sind, gelockert. Allein und ohne intimen Zusammenhang mit den Verwandten steht der moderne Mensch da, und der Kampf, den er um seine Existenz zu führen hat, muß ihn immer egoistischer, immer einsamer, immer mehr auf seinen eigenen Vorteil bedacht machen. All die Höflichkeitsformen, die mit Recht als kalt empfunden und bezeichnet werden, vergrößern nur auf „angenehme“ Weise die Kluft zwischen den Einzelnen und legen von vorneherein jede Herzlichkeit, jede Offenheit, jedes gegenseitige Vertrauen brach. Sie sind nichts anderes mehr als das zum Symbol gewordene Gefühl, daß der Einzelne allein steht und vom andern außer diesen Phrasen nichts zu erwarten hat.

Das Lösungswort kann aber nicht mehr lauten: Zurück zur Familie, zur Sippschaft, zum Dorf, wie es etwa Tolstoi und mit ihm so viele andere gerufen haben. Diese Verhältnisse sind nun einmal vorbei; oder doch immer mehr im Schwinden begriffen. Wir brauchen ihnen auch trotz ihrer sympathischen Züge keine Träne nachzuweinen. Denn sie hatten auch viele Seiten, die die freie Entwicklung der Persönlichkeit, den Fortschritt und die ungehinderte Betätigung des Geistes hemmten. Ohne die Sprengung der Fesseln, die die Familie, die Ver-

wandtschaft und die nationalen Traditionen uns auferlegten, hätten wir wohl schwerlich eine freie Wissenschaft und Philosophie. Wir hätten allerdings auch nicht den trostlosen egoistischen Zustand, in dem die Menschen sich jetzt befinden, aber ohne die Wissenschaft und Philosophie stände die Menschheit trotz aller Gemeinschaftsgefühle noch trostloser und unendlich viel erlebnisärmer da.

Aber noch ist das Gemeinschaftsbewußtsein nicht völlig erstorben. Vom frühern Gemeinschaftsleben ist noch etwas geblieben. Es ist die Sehnsucht danach, die vielleicht in den egoistischsten Menschen am stärksten brennt, und am heftigsten danach verlangt, die Eiswände, die zwischen den einzelnen Menschen jetzt aufgerichtet sind, zu zerschmelzen. Und aus dieser Sehnsucht heraus wird und muß eine neue Gemeinschaft gegründet werden, eine Gemeinschaft, deren Glieder nicht durch Blutsverwandtschaft, sondern durch gemeinsame Interessen, Bildung und den daraus sich ergebenden Gefühlen der Sympathie und zuletzt der Freundschaft sich aneinander gebunden fühlen.

Wir wollen nicht mißverstanden werden. Unsere Worte richten sich nicht gegen die Familie — nein, wir sind sogar mit Tönnies¹⁾ der Ansicht, daß die moderne Genossenschaft berufen ist, eine Erneuerung des Familienlebens anzubahnen (womit unsere Behauptung, daß die Familie im alten Sinne im Schwinden begriffen ist, nicht im Widerspruch steht). Aber wir sollen bei der Familie nicht stehen bleiben; über dieser soll sich die Gemeinschaft in unserem Sinne erheben.

Nicht die materielle Not ließ den Gedanken einer Gemeinschaft reifen, sondern das gestörte Rechtsbewußtsein und das furchtbare, seelische Elend, das in den Verhältnissen der Menschen zueinander herrscht. Uns leitet der Gedanke, daß eine fortgesetzte Atomisierung der Gesellschaft die Wurzel des Übels immer mehr um sich greifen und in den Seelen immer mehr sich einnisten läßt. Nicht die materielle Not ist der eigentliche Grund für das Uebel, sondern umgekehrt, die materielle Not ist eine Folgeerscheinung der haltlosen menschlichen Zustände, und deshalb muß unser ganzes Bestreben darauf gerichtet sein, diese Zustände zu beseitigen.

Soweit wir die Sache beurteilen können, sehen wir in der innern Zerrissenheit, in der die einzelnen Menschen zueinander stehen, die letzte Ursache für all das Leiden und den Jammer der Zeit, in der wir als einen Lichtpunkt das grandiose Einheitsgefühl bewundern, das in den Völkern Europas unter dem Einflusse des Krieges zum Ausdruck gekommen ist. Nur daß so wenig Hoffnung ist, daß dieses Einheitsgefühl sich auch nachher erhalten wird. Sollte es aber der Fall sein, so wird der Krieg — wir müssen es offen heraus sagen — nicht ein Fluch, sondern ein Segen für Europa gewesen sein, und alle Opfer wären nicht zu groß gewesen. Es kann also nicht darauf ankommen, nur um jeden Preis das materielle Elend zu beseitigen, nur daß es

¹⁾ „Gemeinschaft und Gesellschaft“, 1912.

nicht mehr gesehen und empfunden wird. Ein solches Tun kommt uns vor wie das des reichen Mannes, der zu seinem Diener sagt: „Wirf den armen Mann heraus, er bricht mir noch das Herz vor Mitleid.“ Sondern der Not und dem Elend mutig ins Auge schauen, es als eine Gegebenheit mit festem Sinne hinnehmen und daraus lernen, daß nicht dies der Weg ist, den wir fortzuschreiten haben. Das Elend soll uns Lehrer und Anzeiger sein, daß wir auf falscher Fährte sind, und wir sollen uns dazu ermannen, einen andern Weg zu suchen und zu gehen, auch wenn er anfangs schwer sein mag. Und diesen andern, richtigern Weg glauben wir in der Gründung von Genossenschaften zu sehen, in denen ein genossenschaftliches Leben herrschen soll.

Mit dem allem sind wir weit davon entfernt, das Ökonomische irgendwie zu vernachlässigen. Eine nicht genügende Berücksichtigung der ökonomischen Verhältnisse halten wir für ebenso unsittlich wie eine Vernachlässigung der genossenschaftlichen Prinzipien. Sittliches und wirtschaftliches Leben sollen sich nicht ausschließen, sondern sich aufs innigste durchdringen, und unsere Pflicht wird es sein, gerade das ökonomische Problem aufs eingehendste zu untersuchen, weil ja gerade das wirtschaftliche Leben am meisten entsittlicht zu sein scheint. Jedes Tun kann sittlich sein, sobald es im sittlichen Geiste vollbracht wird. Die Gründung einer Genossenschaft, die sich nicht rentiert und infolge schlechter technischer und kaufmännischer Leitung zu Grunde gehen muß, ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine moralische Fehlgang. Der wirtschaftliche Erfolg soll uns jedoch nicht Selbstzweck sein, womit wir unsere genossenschaftliche Aufgabe erfüllt zu haben meinen, sondern er soll uns Mittel zum Leben auf sittlicher Grundlage sein.

Wir sind uns bewußt, damit nichts Neues zu sagen, und dennoch halten wir uns für verpflichtet, es mit allem Nachdruck zu betonen, weil die Geschichte der Genossenschaften uns in vielen Fällen gezeigt hat, daß diese bisher zwar in Worten unsere Forderungen vertreten, in der Tat aber sich von falsch verstandenen materiellen Interessen leiten ließen, die dann den Ruin der Genossenschaften zur Folge hatten.

* * *

Die vorstehenden Ausführungen sind als Ergänzung zu dem im Maiheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Zur Frage der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaften“ gedacht und sind von einem Manne, der an der genossenschaftlichen Idee den innigsten Anteil nimmt, inspiriert.

Dr. W. Nachmansohn.